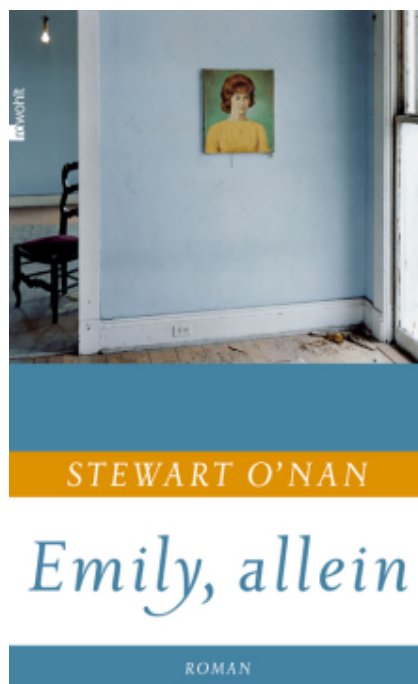


Leseprobe aus:

Stewart O'Nan

Emily, allein



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Zum halben Preis

Jeden Dienstag legte Emily Maxwell das wenige, was von ihrem Leben noch übrig war, in die Hand Gottes und die zittrigen Hände ihrer Schwägerin Arlene, und dann fuhren sie gemeinsam nach Edgewood, um im Eat 'n Park zum halben Preis am Frühstücksbuffet teilzunehmen. Zu den vielen Vorzügen der Sonntagsausgabe der *Post-Gazette* gehörten die Rabattgutscheine. An den übrigen Tagen begnügte sich Emily zum Frühstück mit Tee und Melba-Toast oder schälte vielleicht eine Klementine, um etwas Vitamin C zu sich zu nehmen, aber das Angebot des Eat 'n Park war so günstig, dass sie es sich nicht entgehen lassen konnte, und zudem bot es ihr einen Vorwand, aus dem Haus zu kommen. Dr. Sayid sagte immer, sie müsse mehr essen.

Es war nicht weit – ein paar Kilometer durch East Liberty, Point Breeze und Regent Square, auf breiten Straßen, die sie so gut kannten wie alte Freunde –, doch die Fahrt war für Emilys Nerven stets eine Belastungsprobe. Arlene sah nicht mehr so gut, und wenn sie ein Gespräch führten, beeinträchtigte das ihre Aufmerksamkeit für das Geschehen um sie herum. Sobald sie sich auf einen Gedanken konzentrierte, fuhr sie langsamer, woraufhin die anderen Fahrer hupten oder ihr, wie vor kurzem eine Frau mittleren Alters, die eine erstaunliche Ähnlichkeit mit Emilys Tochter Margaret gehabt hatte, den Mittelfinger zeigten.

«Anscheinend hab ich irgendwas falsch gemacht», hatte Arlene gesagt.

«Scheint so», hatte Emily erwidert, doch sie hätte eine ganze Reihe von Fehlern aufzählen können. Es hatte keinen Zweck, Arlene nachträglich zu kritisieren, egal, wie konstruktiv die Kritik auch sein mochte. Am besten hielt man sich fest und schnappte nicht bei jedem Beinaheunfall nach Luft.

Anfangs hatten sie sich abgewechselt, aber ehrlich gesagt, so ungeschickt Arlene sich auch anstellte, ihren eigenen Fahrkünsten traute Emily noch weniger. Bei ihnen war immer Henry gefahren. Das war für ihn eine Frage des Stolzes gewesen. Noch kurz vor seinem Tod hatte er darauf beharrt, eigenhändig zur Chemo ins Krankenhaus zu fahren. Nur auf der Heimfahrt, wenn er kreidebleich und schweigend über eine Plastikschißel auf seinem Schoß gebeugt neben ihr saß, lenkte Emily seinen riesigen Olds die gewundene Ausfahrt des Klinikparkhauses hinunter, voller Angst, sie könnte mit dem Wagen die zerkratzten Betonwände entlangschrammen. Ein paar Jahre lang hatte sie mit dem alten Schiff ihre persönlichen Besorgungen erledigt, ohne sich je aus dem von Bank, Bücherei und Giant Eagle gebildeten Dreieck hinauszuwagen, doch als sie gegen einen Hydranten prallte und kurz darauf mit einem Wagen der Stromgesellschaft zusammenstieß, hatte sie – wenn auch schweren Herzens, weil es ihrer angeborenen Sparsamkeit zuwider lief – zugeben müssen, dass es vielleicht vernünftiger war, ein Taxi zu nehmen. Jetzt stand der Olds zusammen mit ihren rostigen Golfschlägern hinten in der Garage, als wäre er endgültig ausgemustert, die Windschutzscheibe staubig, die Reifen schlaff. Emily fuhr nicht gern Bus, und Arlene hatte ihr angeboten, sie jederzeit mit ihrem Taurus zu kutschieren, der ebenfalls ein unförmiger, wenn auch nicht ganz so imposanter Oldtimer war. In ihrem Freundeskreis

wurde darüber gescherzt, dass Arlene inzwischen Emilys Chauffeurin sei, doch da dieser Freundeskreis immer kleiner wurde, kannten immer weniger Leute ihre Geschichte, und manchmal wurden sie, weil sie denselben Nachnamen trugen, von wohlmeinenden jungen Leuten auf einer Veranstaltung des University Clubs oder nach einem von Donald Wilkins' wunderbaren Orgelkonzerten in der Calvary Episcopal Church für Schwestern gehalten, eine Vorstellung, die Arlene im Gegensatz zu Emily ausgesprochen amüsant fand.

Arlene kam wie immer zu spät. Es war grau und regnerisch, typisches Novemberwetter für Pittsburgh, und Emily stand im Wohnzimmer am Erkerfenster, beugte sich über den niedrigen Heizkörper und schob den dünnen Vorhang zur Seite. Das Sturmfenster war fleckig und schmutzig. Ihr direkter Nachbar Jim Cole hatte die Fenster freundlicherweise vor ein paar Wochen eingehängt, hatte jedoch vergessen, sie richtig sauber zu machen, und nun ließ sich bis zum Frühling nichts daran ändern. Irgendwann würde sie sich selbst darum kümmern, wie ihre Mutter es ihr beigebracht hatte, mit Essig und Wasser, würde alles mit Zeitungspapier streifenfrei trocken wischen, doch das lag noch in weiter Ferne.

Die Bäume und Hecken draußen an der Grafton Street waren schwarz und kahl, und die tief hängenden Wolken gaben einem das Gefühl, es wäre spätnachmittags, nicht morgens. Das Haus der Millers stand immer noch zum Verkauf. Das Laub war noch nicht zusammengeharkt worden und bedeckte den ganzen Garten, eine dunkle, durchnässte Masse. Emily fragte sich, wer um diese Jahreszeit wohl ein Haus kaufen würde. Als Letztes hatte sie gehört, Kay Miller sei in eine Anlage für betreutes Wohnen in Aspinwall gezo-

gen, aber das war im August gewesen. Emily dachte, dass sie sie einmal besuchen sollte, doch in Wahrheit hatte sie dazu nicht die geringste Lust.

Wenn sie sich die elegante, flatterhafte Kay Miller in einer Wohnanlage wie in Aspinwall vorstellte, stand ihr unwillkürlich Louise Pickerings letztes Krankenzimmer vor Augen. Die kahlen beigen Wände, das Pflegebett, der Plastikkrug mit dem Knickstrohhalm auf dem Rolltisch. Eigentlich wusste sie, dass solche Zimmer sehr schön sein konnten, fast so gemütlich wie das eigene Schlafzimmer, doch das Bild von Louise ging ihr nicht aus dem Kopf, genauso wenig wie die Vorstellung, in einem Alter zu sein, das von Stille und Warten geprägt war – was zwar nicht stimmte, aber sie wurde den Gedanken nicht los.

Emily ging allmählich dem Tod entgegen, ja, schön und gut, das galt für sie alle. Wenn Dr. Sayid glaubte, sie sei deshalb am Boden zerstört, zeigte das nur, wie jung er noch war. In Hysterie zu verfallen hatte keinen Sinn. Es war nicht das Ende der Welt, nur ihr eigenes Ende, und in letzter Zeit war sie zu der Überzeugung gelangt, dass es ganz natürlich und vielleicht sogar wünschenswert war, wenn es mit einem Mindestmaß an Würde ablief und nicht sinnlos in die Länge gezogen wurde wie bei Louise, die all diese qualvollen, verzweifelten Eingriffe über sich ergehen lassen musste, weil Timothy und Daniel sich geweigert hatten aufzugeben. Emily hatte nicht vorgehabt, achtzig zu werden. Eigentlich hatte sie auch nicht vorgehabt, Henry zu überleben.

Von der Heizung stieg eine abgestandene, metallische Wärme auf, und ihre Schienbeine glühten. Mit ihrem bis zum Hals zugeknöpften Mantel und dem hineingesteckten Schal war es drückend heiß. Sie ließ den Vorhang los und drehte sich um.

Auf dem Läufer in der Diele saß Rufus in Habachtstellung und starrte die Tür an, als könnte er sie durch reine Gedankenkraft öffnen.

«Ich hab dir gesagt, dass du nicht mitkommst», ermahnte ihn Emily. «Leg dich hin. *Los.*»

Widerwillig trottete er zu seinem Platz am Fuß der Treppe, drehte sich zweimal im Kreis und ließ sich dann mit einem beleidigten Schnaufen auf den Flickenteppich sinken, die Schnauze auf Emily gerichtet.

«Jaah», sagte sie, «ich behalte dich auch im Auge, Frendchen. Ich will nichts vorfinden, wenn ich nach Hause komme. Du weißt, wovon ich rede.»

Er sah sie schuldbewusst an, als könnte er ihre Worte verstehen, und sie sagte sich, dass es nicht seine Schuld war. Genau genommen war er älter als sie, steinalt für einen Springer Spaniel, und in letzter Zeit hatte er sich angewöhnt, den größten Teil des Tages zu schlafen, genau wie Duchess vor ihrem Tod. Im Gegensatz zu früher konnte er auch ungezogen sein und im Müll herumwühlen, ein Stuhlbein anknabbern oder direkt vor ihren Augen auf den Teppich pinkeln, als wäre er altersschwach. «Was soll ich bloß mit dir machen?», fragte sie dann, als spräche sie mit einem Kind, denn eine Antwort bekam sie nicht. Sie konnte ihn nur ausschimpfen und hinter ihm sauber machen, und wenn sie ihn, wie jetzt, allein zu Hause ließ, machte sie sich Sorgen.

Sie hörte Arlenes Wagen zuerst. Als sie durch die dünnen Vorhänge blickte, sah sie einen großen dunklen Fleck in der Einfahrt.

Rufus bellte drohend und stemmte sich vom Teppich hoch. «Danke», rief sie, während er bellend zur Tür lief. «Das ist doch jemand, den wir kennen.»

Aber er wollte nicht aufhören, woraufhin sie «Platz!» rief

und ihn mit dem Finger stupste, und als er zurückzuckte, bekam sie ein schlechtes Gewissen.

«Ich komme ja wieder», sagte sie und zog ihre Handschuhe an. «Sei brav.»

Sie hatte sich erst gestern das Haar frisieren lassen und zurrte ihre durchsichtige Plastikregenhaube fest, bevor sie die Sturmtür aufstieß, sie mit der Hüfte offen hielt und den Regenschirm aufspannte. Als sie sich nach draußen schob, schlug ihr die Kälte entgegen – feucht, aber nicht so rau, wie sie befürchtet hatte. In letzter Zeit klemmte der Riegel der Sturmtür und blieb am Rahmen hängen, und dann drang kühle Luft herein, die sich im ganzen Erdgeschoss ausbreitete. Deshalb blieb Emily noch einen Augenblick auf der Treppe stehen, um sicherzugehen, dass er zuschnappte.

Arlene war nicht weit genug hinaufgefahren, und Emily musste mit dem tückisch abfallenden Rasen und dem erhöhten Randstein fertigwerden, während sie sich mit der Beifahrertür abmühte. Sofort roch sie den Zigarettengestank, der von den Bezügen aufstieg, als hätte Arlene gerade erst geraucht. Emily schüttelte den Regenschirm aus, bevor sie ihn in den Wagen zog, und dennoch tropfte sie sich den ganzen Mantel voll.

«Wie ich sehe, gehst du kein Risiko ein», sagte Arlene, die ihr Haar seit ein paar Jahren hennarot färbte, was Emily, genau wie Arlenes karmesinroten Lippenstift, zu grell und nicht altersgemäß fand. Ihre eigene Haarfarbe war zwar auch nicht natürlich, aber immerhin glaubwürdig: ein grau meliertes Mausbraun. In ihrem Alter gab es Grenzen des Tragbaren, vor allem musste es geschmackvoll bleiben.

«Das hat fünfzig Dollar gekostet», sagte Emily, «da muss die Frisur bis Thanksgiving halten.»

«Weiß Margaret schon, was sie macht?»

Als Arlene zurücksetzte, reckte Emily den Hals, um zu sehen, ob irgendein Fahrzeug kam. Die Grafton Street war an dieser Stelle abschüssig, und bei dem Regen kam man nicht so schnell zum Stehen.

«Auf meiner Seite ist alles frei», sagte Emily. «Seit unserem letzten Gespräch hat sie sich nicht mehr gemeldet, aber ich weiß, dass sie sich den Flug nicht leisten können.» Emily verschwieg, dass sie nicht einmal sicher war, ob Margaret einen Job hatte, und dass sie ihr jeden Monat einen Scheck schickte, damit sie die Hypothek abbezahlen konnte.

«Und was ist mit Kenneth?»

«Die fahren nach Cape Cod, zu Lisas Eltern.»

«Da kannst du schwerlich mithalten.»

«Wem sagst du das», erwiderte Emily. «Ich würde gern nach Cape Cod fliegen, aber das kommt nicht ernsthaft in Betracht.»

«Stimmt.»

«Wenn ich bereit wäre, neunhundert Dollar für ein Flugticket hinzublättern, könnte ich's tun. Hätte Lisa rechtzeitig Bescheid gesagt, wäre es vielleicht machbar gewesen, aber so läuft das bei ihr nicht.»

«Schade.»

«Ist ja nichts Neues.»

«Tja», sagte Arlene betroffen, als könnte das Emily trösten.

Sie fuhren am Haus der Pickerings vorbei und erreichten das Stoppschild an der Highland Avenue. Emily schwieg, während Arlene auf eine Lücke im Verkehr wartete. Auf WQED lief kaum hörbar das übliche ungestüme Vivaldistück. Im Lauf der Jahre hatte Emily an dieser Kreuzung jede Menge Unfälle erlebt – oder sie gehört: erst das entsetzliche Reifenquietschen und dann die kurze geräuschlose Verzö-

gerung vor dem krachenden Aufprall. Die Highland Avenue war eben, breit und schnell, und wenn Emily durchs Haus streifte und Pflanzen abstaubte oder Zeitschriften aussortierte, wurde sie regelmäßig von der Sirene eines Streifenwagens oder einer Ambulanz vorn ans Fenster gelockt, um zu sehen, was diesmal passiert war. Bei den schlimmsten Unfällen waren ihre Nachbarn aus den Häusern geströmt und hatten sich auf dem Gehsteig gedrängt, um sich die Feuerwehrautos anzusehen und die Einrichtung einer Ampel zu diskutieren (auf keinen Fall, hatten Doug und Louise gesagt, das drücke die Grundstückspreise in den Keller).

Hinter einem Bus tat sich eine Lücke auf, doch Arlene zögerte.

«Hast du das mit dem Busfahrer in Wilkinsburg gehört?», fragte sie und wandte Emily den Kopf zu.

«Nein», sagte Emily und deutete auf die Straße.

Als sich wieder eine Lücke auftat, bog Arlene betulich in die größere Straße.

«Kam heute früh auf KDKA. Dieser Fahrer, keine Ahnung, was er sich dabei gedacht hat. Er hat seinen Bus mit laufendem Motor vor einem McDonald's stehen lassen, und irgendjemand ist damit abgehauen. Sie haben den Bus auf der North Side gefunden, direkt hinter dem Heinz Field.»

«Vielleicht war's einer von den Steelers», mutmaßte Emily, denn die hatten ein paarmal Ärger mit der Polizei gehabt.

«Kannst du dir das vorstellen: Du kommst mit einem Egg McMuffin nach draußen, und dein Bus ist weg?»

Emily betrachtete das als rhetorische Frage und musterte im Vorbeifahren die imposanten Backsteinhäuser entlang der Highland Avenue, die mit ihren Säulenportiken und den vielen Schornsteinen eine Hinterlassenschaft des einstigen Reichtums der Stadt waren. Sie thronten hoch über der

Straße, jedes mit einer großen Rasenfläche und bogenförmigen Zufahrt, von der öffentlichen Straße durch schmiedeeiserne Tore und schwarze Granitmauern getrennt, die auch einem Friedhof gut angestanden hätten. Als junge Frau aus einem so rückständigen Nest wie Kersey hatte sie diese Herrenhäuser verlockend gefunden, aber verglichen mit dem Fricks' Clayton, dem Mellon House oder den Kalksteinmonstrositäten an der Fifth Avenue wirkten sie ziemlich bescheiden. Henry hatte diesbezüglich eher praktisch gedacht. Das Haus in der Grafton Street war ihnen nie zu groß oder zu klein gewesen. Auch als die Kinder nicht mehr da waren, konnten sie und Henry es ausfüllen.

Sie dachte an Rufus, der es sich bestimmt unter dem Esszimmertisch gemütlich gemacht oder sich neben das Warmluftgitter beim Geschirrschrank gelegt hatte. Wenn die Sonne vormittags durch die in den Garten führende Verandatür fiel und ein Teppichstück beleuchtete, das ungefähr so groß war wie Rufus, war über seiner schlafenden Gestalt eine Galaxie schwebender Staubkörner zu sehen. Manchmal musste sie sich vergewissern, dass er noch atmete. Sie wünschte, sie könnte es ihm gleichtun und einfach den Tag vertrödeln. Der graue Himmel, die Bäume, die Straße – für die nächsten fünf Monate stellte der Winter von Pittsburgh nichts Besseres in Aussicht. Sie verstand, warum Leute in ihrem Alter nach Florida flüchteten.

«Dann sind also nur wir zwei alten Hühner da?», fragte Arlene.

«So ist es», sagte Emily.

«Willst du in den Club, oder sollen wir was anderes unternehmen?»

«Hast du irgendwelche Vorschläge?»

«Wann müssten wir denn reservieren?»

«Bald», erwiderte Emily und dachte daran, wie sie einmal an Margarets Geburtstag dort gegessen hatten. Das musste schon fünfundvierzig Jahre zurückliegen, denn Margaret war damals in ihrem Trägerkleid schlank wie eine Ballerina gewesen und hatte spaßeshalber vor allen Leuten einen Knicks gemacht. Ausnahmsweise waren Emilys Eltern dabei gewesen, ihr Vater unbeholfen in seinem billigen braunen Anzug, beeindruckt von den hohen Fenstern und den Deckengemälden im Ballsaal, von den weiß behandschuheten Kellnern, die von Tisch zu Tisch gingen, um eisgekühlte Butterstücke mit aufgeprägtem Clubwappen zu bringen. Emily hatte bestimmt Margarets Lieblingspeise bestellt – gelben Kuchen mit Schokoladenglasur –, und Henry hatte per Unterschrift bezahlt. Fünfundvierzig Jahre.

Emily konnte die Bilder nicht verscheuchen, obwohl sie es gern getan hätte. Sie quälten sie wie eine Migräne, machten sie hilflos und unzufrieden, als wäre ihr eigenes Leben und das der Menschen, die sie geliebt hatte, im Sande verlaufen, nur weil jene Zeit vorbei war, weil sie sogar aus ihrem Gedächtnis schwand und von dieser tristen Gegenwart ersetzt wurde. Wenn es ihr wie eine andere Welt vorkam, dann deshalb, weil es so war, und all ihre Sehnsucht konnte diese Welt nicht zurückbringen.

Als sie sich East Liberty näherten, wurden die Häuser immer schäbiger – durchhängende Veranden, mit Brettern vernagelte Fenster, graffitibesprühte Wände. Die Gärten und Gehsteige waren mit Müll übersät, und an jeder Kreuzung drängten sich die Wahlplakate der letzten Woche zu Hexenringen zusammen, Gewinner und Verlierer gleichermaßen vom Regen durchnässt. Arlene hatte die Heizung voll aufgedreht. Sie funktionierte nur stotternd, weil ein Blatt im Gebläse steckte, doch Arlene schien es nicht zu bemerken.

«Könnten wir vielleicht die Heizung ein bisschen runterdrehen?», fragte Emily. «Mir ist furchtbar heiß.»

«Ist das dein Ernst?», wollte Arlene wissen. «Ich friere schon den ganzen Morgen.»

«Du brauchst wahrscheinlich bloß was zu essen.»

«Ich hab Kaffee getrunken. Scheint nichts genützt zu haben.»

Arlene beklagte sich gern über ihren niedrigen Blutdruck, doch Emily hatte manchmal das Gefühl, sie sei geradezu stolz darauf, als wäre es etwas Besonderes, das nur auserwählten Menschen zu schaffen mache. Um sich keinen Vortrag anhören zu müssen, schloss Emily ihren Lüftungsschlitz, zog die Handschuhe aus, löste die Regenhaube, öffnete den obersten Knopf ihres Mantels und nahm den Schal ab. Gleichsam als Zugeständnis stellte Arlene das Gebläse eine Stufe niedriger.

«So besser?», fragte sie.

«Danke.»

Sie fuhren an der modernisierten Fassade der Peabody Highschool vorbei, die zu Henrys Schulzeit nur Weiße besucht hatten. Obwohl es schon nach neun Uhr war, prügeln ein paar barhäuptige Jungen neben einem Bushäuschen lachend mit ihren Rucksäcken aufeinander ein. Emily fragte sich, ob ihre Mütter wohl wussten, dass sie die Schule schwänzten.

«Hast du das Licht an?», fragte sie, weil die entgegenkommenden Autos die Scheinwerfer eingeschaltet hatten.

«Ja, hab ich.»

«Ich habe doch bloß gefragt.»

«Und ich habe bloß geantwortet.»

Sie konnte sich nicht an das hässliche orangefarbene Home Depot gewöhnen, das den Platz des hässlichen blauen

Sears eingenommen hatte. Als junge Mutter hatte sie mit den Kindern dort Kleidung gekauft und Weihnachtsgeschenke besorgt. Margaret war ganz wild auf die Parfümpuben und die Schmucktheke gewesen, und Kenneth hatten die Aufzüge, die Wand aus Tropenfischen und der Schlüsseldienst fasziniert. Henry hatte dort sein gesamtes Werkzeug erstanden. Seine Schraubenzieher, Schraubenschlüssel und Zangen hingen noch immer, nach Größe geordnet, ordentlich aufgereiht im Keller und hatten ihre lebenslange Garantie erfüllt. Das Home Depot gab es schon seit zehn Jahren, doch sie hatte es kein einziges Mal betreten. Die Gegend hatte sich verändert. Nicht dass es gefährlich war, zumindest nicht tagsüber. Hier war sie vermutlich schon eine Ewigkeit nicht mehr zu Fuß unterwegs gewesen.

«Guck dir das mal an», sagte Arlene und deutete auf den Geländewagen, der sie rechts überholte. Der Fahrer, ein junger Schwarzer mit dünnem Bart und zerdrücktem Afrolook, telefonierte mit einem Handy. «Und du findest *mich* schlimm.»

«Bist du auch», sagte Emily.

«Wenigstens telefonierte ich nicht.»

«Wen solltest du schon anrufen – etwa mich?»

«Ja», sagte Arlene. «Ich würde dich auffordern, dir eine andere Fahrgelegenheit zu suchen.»

«Eins zu null für dich.»

Und als wollte sie Emily auf die Probe stellen, drosselte Arlene das Tempo und bog in den Penn Circle ein, den grauenhaftesten Teil der Fahrt. Ende der sechziger Jahre hatten die Stadtplaner zur Umgehung der Fußgängerzone, die sie ins Herz von East Liberty geschnitten hatten, einen riesigen fünfspurigen Kreis mit einem Durchmesser von achthundert Metern entworfen, der den Verkehr von den Hauptver-

kehrsadern und Zubringerstraßen aufnahm, die dort einmal aufeinandergetroffen waren, die Fahrzeuge im Kreis herumwirbelte und sie dann, ohne die Hilfe einer Ampel, in alle vier Richtungen ausspuckte. Der endlose Kreisbogen sollte eigentlich für eine angemessene Geschwindigkeit sorgen, doch herausgekommen war eine ebene Rennstrecke, auf der die Fahrer durch die Kurven preschten und im letzten Moment zu ihrer Ausfahrt hinüberschossen.

Dieser Fahrstil lag Arlene nicht, und statt sich nahtlos in den Verkehrsfluss einzureihen, hielt sie am Vorfahrtsschild und wartete unglaublich lange, ehe sie in den Kreisel fuhr, schlich dann die rechte Spur entlang, während die anderen Autos raketengleich an ihr vorbeizischten und ihre Windschutzscheibe bespritzten, sodass sie die Scheibenwischer auf volle Kraft stellen musste. Arlene beugte sich übers Lenkrad und umklammerte es. In Erwartung eines Zusammenstoßes legte Emily die Hand aufs Armaturenbrett, aber da sie so langsam fuhren, bildete sich rasch eine Schlange von Autos, die hinter ihnen festsaßen und nicht auf die Innenspuren biegen konnten. Ein weißer Lieferwagen füllte das Heckfenster aus und ließ das Fernlicht aufblitzen.

«Dann überhol doch endlich», schimpfte Arlene.

Die Autos begannen zu hupen, ein penetranter Chor, der noch von einem langen, anhaltenden Ton übertroffen wurde. Ein Honda brauste vorbei, drängte sich direkt vor sie und zwang Arlene zu bremsen, bevor er wieder davonschoss.

«Idiot», rief Arlene. «Fünf Spuren, und du musst ausgerechnet auf meiner sein.»

Sie fuhr, als würde sie Scheuklappen tragen, und hielt ihre Position, nur auf die vor ihr liegende Straße konzentriert. Als sie von weiteren Autos überholt wurden, starrte auch Emily aus Angst vor dem, was sie zu sehen bekom-

men könnte, einfach geradeaus. Endlich überholte der Lieferwagen. Sie riskierte einen Blick zurück. Hinter ihnen war niemand mehr; sie waren allein. Arlene blinkte weit vor der Ausfahrt. Der Blinker klickte unaufhörlich, und Emily hätte am liebsten die Hand ausgestreckt und ihn ausgeschaltet.

«Das macht doch jedes Mal Spaß», sagte Arlene, als sie den normalen Verkehr auf der Penn Avenue wieder erreicht hatten.

«So gut hätte ich das nie hinbekommen», erwiderte Emily.

«Ist es dir immer noch zu heiß?»

«Nein.»

«Ach», sagte Arlene, als sie an der ehemaligen Nabisco-Fabrik vorbeikamen, entkernt und luxussaniert, ein Werbeplakat für Eigentumswohnungen an der Fassade, «hast du schon gehört, wie viel sie da für eine Einzimmerwohnung verlangen?»

«Wie viel?»

«1,2 Millionen.»

«Das ist ja Wucher. Wer will für eine Wohnung in East Liberty schon so viel Geld bezahlen?»

«Die Gegend wird jetzt Eastside genannt.»

«Von wem? Von niemandem, den ich kenne. Die reinste Geldverschwendung.»

Abgesehen von dem Gierfaktor hatte sie nichts gegen die Eigentumswohnungen. Besser, als das Gebäude leer stehen zu lassen. Das wirklich Traurige war, dass man, als die Fabrik noch lief, im Sommer wie im Winter selbst bei geschlossenem Fenster riechen konnte, dass dort gebacken wurde. Sie hatten Ritz Cracker hergestellt, und der warme Buttergeruch hatte das Gebäude wie eine Wolke umhüllt. Im Frühling, wenn das Arts Center im französischen Garten auf dem Plateau des Mellon Parks seine alljährliche Spen-

dengala veranstaltete, konnte man mit seiner Limonade in der Hand über den von Wegen durchschnittenen, langgezogenen Hang und die Fifth Avenue blicken, über die Tennishalle, den Spielplatz und die fernen Felder hinweg, konnte aus der Fabrik Rauch aufsteigen sehen und die Luft geradezu schmecken. Wie alle Pittsburger hatte Emily das Gefühl gehabt, die Fabrik würde ihr gehören, als hätte sie die Cracker selbst hergestellt, und sie bedauerte, dass es Nabisco nicht mehr gab.

In der Stadt war so vieles verschwunden, aber diese Sehnsucht war auch ein Teil von ihr. Da sie aus der Provinz stammte, hatte sie ihr neues Zuhause von Anfang an mit dem Blick einer Außenstehenden betrachtet und alles Sehenswerte zu schätzen gewusst, das ein Einheimischer wie Henry als selbstverständlich oder banal empfand. Obwohl sie schon fast sechzig Jahre hier lebte und den größten Teil ihres gesellschaftlichen Lebens mit ihren Freunden aus dem Country Club verbracht hatte, war sie im Grunde ihres Herzens immer noch eine Landpomeranze. Die gotische Cathedral of Learning kam ihr immer noch unglaublich hoch vor, die eichengetäfelten Räume mit den Steinkaminen erschienen ihr ungeheuer prunkvoll, zu schön für Studenten wie sie. Wenn sie ihre Enkelkinder zu einer Fahrt in der Standseilbahn mitnahm, war sie von dem Blick auf die Landspitze genauso ergriffen wie Ella oder Sam. Sie fuhr nicht deshalb mit Sarah und Justin auf dem Gateway Clipper zum Spiel der Pirates, weil Großmütter solche idyllischen Fahrten unternahmen oder weil sie es schon mit Margaret und Kenneth getan hatte, als sie in deren Alter waren, sondern weil Emily, wenn das nachgebaute Dampfschiff den zweifarbigen Zusammenfluss von Mon und Allegheny erreichte, sich vorstellen konnte, wie George Washington am Flussufer

stand, die Stadt hinter ihm nicht mehr als ein aus Erde gebautes Fort im Urwald, ihre eigene Geschichte, wie die von Amerika, noch ungeschrieben. Als sie noch jung war, bedeutete die Stadt für sie eine neue Welt. Doch jetzt schien Emily sie Stück für Stück zu verlieren.

Jede Straße triefte von Erinnerungen. Sie folgten der Penn Avenue, die als rote Linie zwischen Homewood und Point Breeze verlief, und fuhren an Mr. Fricks geliebtem Clayton vorbei, unantastbar hinter dem spitzen Eisenzaun. Auf dem Gelände gab es ein Café, in dem sie und Louise hin und wieder etwas gegessen hatten, und ein Gewächshaus mit spitzem Dach, das für die Allgemeinheit geöffnet war. Wie der Frick Park mit seinen urigen Waldwegen und malerischen Rasenflächen war es eine Oase, solange man nicht darüber nachdachte, woher das Geld stammte.

Von der Penn in die Braddock Avenue und dann über die Forbes Avenue, an den Baseballfeldern vorbei, wo Kenneth immer gespielt hatte, nach Regent Square, Arlenes Viertel, inzwischen begehrt mit seinen scheckigen Platanen und den Ziegelsträßchen, die sich bis an die Senken des Parks zogen. Ruheständler und alte Jungfern mit festem Einkommen wie Arlene harrten in Zweifamilienhäusern und Bungalows aus den zwanziger Jahren aus, doch im Gegensatz zu East Liberty waren auch junge Familien hergezogen, die sich Point Breeze nicht mehr leisten konnten. Die kurze Einkaufsstraße an der Grenze zu Edgewood entwickelte sich gut. Das Kino zeigte eine Bergman-Retrospektive (Louise war verrückt nach Bergman gewesen, Henry hatte ihn langweilig gefunden), und Arlene deutete auf ein neues Slow-Food-Bistro, das einmal ein Grußkartenladen gewesen war.

«Da gibt's nur acht Tische.»

«Klingt teuer», sagte Emily.